

Domprediger Stefan Scholpp

Erntedank, 06. Oktober 2024, 10 Uhr

Vaterland und Mutter Erde
Predigt zu 1. Timotheus 4,4-5

Alles, was Gott geschaffen hat, ist gut, und nichts ist verwerflich, was mit Danksagung empfangen wird; denn es wird geheiligt durch das Wort Gottes und Gebet.

I

Wir sind bemerkenswert frei. Wir Christinnen und Christen, und besonders wir evangelisch lebende Christinnen und Christen. Unser Alltag ist nicht durch religiöse Vorschriften reglementiert. Insbesondere was wir essen – und was nicht –, wird nicht mehr durch detaillierte Regeln bestimmt. Anders als das Judentum, anders auch als der Islam, kennt das Christentum in seiner evangelischen Variante keine Speisevorschriften. Es ist uns nicht verboten, bestimmte Dinge zu essen. Es ist uns keine bestimmte Art der Zubereitung vorgeschrieben. Nicht einmal an die althergebrachten Fast-Tage müssen wir uns halten. Freitags nur Fisch? Passé. An Gründonnerstag Spinat? Höchstens aus nostalgischen Gründen. Sieben Wochen ohne? War 2024: Sieben Wochen ohne „Panik“!

Diese unsere bemerkenswerte Freiheit im Umgang mit Speisen und Getränken hat eine lange Tradition.

Schon David war so frei (1. Samuel 21). Er bediente sich an – und er bediente seine Guerillakrieger mit – den Schaubrotten im Tempel zu Nob, die doch eigentlich Gott geweiht und den Priestern vorbehalten waren. Warum? Weil er Hunger hatte!

Jesus selbst war so frei (Matthäus 12,1-8 und Parallelen). Seine Jünger bedienten sich an den Ähren, die auf einem Feld am Wegesrand wuchsen. An sich erlaubt (nach 5. Mose 23,26), solange sie keine Sichel benutzten. Das Problem: Es war Sabbat, und am Ruhetag galt das Ährenraufen als – verbotene – Erntearbeit. Aber Jesus rechtfertigt seine Jünger. Er beruft sich ausdrücklich auf David, der die Schaubrote im Tempel aß, und stellt fest: „Hier ist mehr als der Tempel.“ Überhaupt pflegt Jesus einen bemerkenswert freien Umgang mit religiösen Vorschriften. „Das Gesetz soll dem Menschen dienen, und nicht der Mensch dem Gesetz.“ So kann man Jesu Haltung zu rituellen Geboten zusammenfassen.

Auch Petrus war so frei. Das heißt, zuerst war er nicht so frei (Apostelgeschichte 10). Ängstlich wollte er vermeiden, ins Haus des heidnischen Hauptmanns Kornelius zu gehen, um nicht gezwungen zu sein, unkoschere Speisen zu essen. Erst ein Traum öffnet ihm die Augen: Ein Tuch, vom Himmel herabgelassen, mit allerlei für unrein geltendem Fleisch darin, und eine Stimme, die ihn belehrt: „Was Gott rein gemacht hat, das nenne du nicht unrein“.

Aber Paulus, der war seit seiner Bekehrung so frei, obwohl als gesetzestreuer Theologe ausgebildet. Paulus ist vielleicht der kompromissloseste, der radikalste Verfechter der Freiheit im Neuen Testament. Kein Mensch wird durch Werke des Gesetzes gerecht, schreibt er (Römer 3,20 und immer wieder), auch nicht durch die Beachtung von Speisegeboten. „Alles ist mir erlaubt!“, so wörtlich im ersten Korintherbrief (6,12), alles ist erlaubt, nichts ist verboten, (auch wenn, was so gleich als Klammerbemerkung hinzugefügt wird: auch wenn nicht alles mir gut tun dürfte). Und eben hier, an seinen Schüler Timotheus, schreibt er: „Alles, was Gott geschaffen hat, ist gut, und nichts ist verwerflich.“ So frei dachte Paulus!

Auch Luther war so frei. Ein Liebhaber, wie er selbst gern erzählte, einer Maß guten Wittenbergischen Bieres. Luther hatte am eigenen Leib erfahren, dass die Einhaltung von Vorschriften nicht befreit – am allerwenigsten vom schlechten Gewissen. Seine Gegner warfen ihm deshalb, wie schon die Pharisäer Jesus, vor, ein Fresser und Weinsäufer zu sein.

Und Zwingli war so frei. Mitten in der Fastenzeit traf er sich mit Zürcher Honoratioren im Haus des Verlegers Froschauer, wo die Versammelten trotz Verbots durch die Kirche demonstrativ – eine Wurst aßen. Die reformierte Variante des Wittenberger Thesenanschlags, sozusagen; der Beginn der Reformation in der Schweiz.

So kommt es, dass wir Christinnen und Christen, und zumal wir Evangelischen, bemerkenswert frei sind im Umgang mit Vorschriften und Gesetzen, frei im Umgang mit den Gaben der Schöpfung. Obst und Gemüse und Getreide, Fleisch und Fisch, Krustentiere und Geflügel, Milch und Eier, Pilze und Kräuter: Alles, was Gott geschaffen hat, ist gut, und nichts ist verwerflich. Alles, was wir essen können, das dürfen wir auch essen. Nichts davon trennt uns von Gott. Wie wunderbar!

Ich will heute, am Erntedankfest, diese Linie unserer christlichen Freiheit in zwei Richtungen ausziehen, in Richtung Natur und Kultur. In Richtung Vaterland und Mutter Erde.

II

Denn es ist, nach den Worten des Paulus, gar nicht verwerflich, sondern es ist gerade für uns Christinnen und Christen erlaubt, ja gut, sich zu diesem Vaterland zu bekennen, dem wir so viel verdanken. Und so will ich das heute, 3 Tage nach unserem Nationalfeiertag, einmal ausdrücklich tun: Ich liebe dieses Land, auch wenn es derzeit in einer der größten Krisen seit der Wiedervereinigung 1990 steckt.

Ich liebe dieses Land mit seinen Hoch- und Mittelgebirgen, seinen Küsten an Nord- und Ostsee, seinen Burgen und Schlössern, ganz besonders seinen badischen Teil mit der gesegneten Rheinebene, der Toskana Deutschlands, und ja, ich liebe auch Berlin, dieses verrückte, aufgeregte, mondäne, alternative, freie und dicke Berlin.

Ich liebe dieses Land, das sich eine Verfassung gegeben hat, die den Westdeutschen seit 75, allen Deutschen seit 34 Jahren Freiheit, Frieden und Wohlstand beschert. Ich liebe dieses Land für den ersten Artikel dieser Verfassung, für diesen grandiosen Satz: „Die Würde des Menschen ist unantastbar“.

Ich liebe dieses Land wegen seiner Sprache, für Nicht-Muttersprachler so kompliziert zu lernen, und doch so reich an Ausdrucksmöglichkeiten, der Sprache von Luther und Thomas Mann und Hilde Domin, der Sprache von Kant und Hegel und Hannah Arendt, dieser Sprache, die für manche so hart klingt, aber so präzise sein kann, dieser Sprache voll von starken und schwachen Verben, die immer erst am Ende kommen, und von Partizipialadjektiven und zusammengesetzten Hauptwörtern.

Ich liebe dieses Land und, ja, auch seine Symbole wie Fahne und Hymne. Weil unsere Flagge die Farben der Demokratiebewegung zeigt. Weil unsere Hymne nicht vom Blut der Feinde oder von der Gnade eines Königs singt, sondern Einigkeit und Recht und Freiheit und vom gemeinsamen Streben mit Herz und Hand.

Ich liebe dieses Land, das mein Vaterland ist, das mich genährt und geprägt hat und zu dem gemacht, der ich heute bin. Ich liebe es, wo es sich offen zeigt – für das Zusammenwachsen in

Europa, für das Zusammenleben in der einen Welt, dafür, dass es mir die Möglichkeit gibt, meinen Glauben zu leben, und anderen den ihren.

Ja, ich liebe mein Land noch da, wo es gerade so unfassbar schlecht regiert wird, so hilflos und uninspiriert und so oft an den wirklichen Problemen vorbei. Ich liebe es noch da, wo es bloß in Vierjahreszyklen denkt und Politikerinnen und Politiker, aber keine Staatsmänner und Staatsfrauen hervorbringt. Ich liebe es noch da, wo es ängstlich wird und kleinkariert, wo es angesichts des Kriegs in Europa und Nahost, der Dürrekatastrophen in Afrika und der Überschwemmungen in Osteuropa und der Migrationsbewegungen in der Welt sich am liebsten wegducken würde und dichtmachen und sich nicht bewegen, wo es vor seiner eigenen Macht erschrickt.

Und weil ich es liebe, dieses unser Vaterland, und weil diese Liebe zu dem gehört, was Paulus gut nennt und nicht verwerflich, will ich unser Land auch nicht denen überlassen, die behaupten, es sei nur für sie und solche, die hier geboren sind und so aussehen wie wir und so reden wie wir. Ich will es nicht denen überlassen, die es als einen Besitz verstehen, den es zu verteidigen gälte. Die es abschotten möchten von allen, die hoffnungsvoll auf uns schauen – oder sich verzweifelt auf den Weg zu uns gemacht haben. Ich möchte es nicht denen überlassen, die auf Konfrontation setzen statt auf Dialog, auf Hass statt auf Respekt, auf Hetze statt auf Achtsamkeit, auf Lüge statt Wahrheit, auf Parolen statt auf Lösungen.

III

Ja, Ihr Lieben, ich danke Gott für unser Vaterland und für all das Gute, das er uns durch seine Landschaft, seine Verfassung, seine Kultur geschenkt hat und noch täglich schenkt. Denn deshalb ist es gut – und dann wird es gut, weil und wenn es mit Danksagung empfangen wird. Wir haben diesen Halbsatz bisher ausgespart, damit Ihr ihn nun umso dringlicher hört: Alles ist gut, was mit Danksagung empfangen wird.

Der Dank macht aus neutralen Sachen etwas Gutes. Alles, was mit Danksagung empfangen wird, wird gut. Denn Dankbarkeit macht aus den Dingen, die uns zur Verfügung stehen, ein Geschenk.

Ohne Dankbarkeit dagegen wird aus den Dingen – ein Besitz. Gesundheit ohne Dankbarkeit wird dann als Zustand erlebt, auf den wir ein Recht hätten. Dessen Fehlen für ungerecht gehalten wird, und wenn es nicht gelingt, die Gesundheit wieder herzustellen, dann werden schon mal gern die Ärztinnen und Ärzte dafür verantwortlich gemacht.

Ohne Dankbarkeit wird aus dem Einkommen, das wir uns erwerben, ebenfalls ein Besitz, den es zu schützen und zu mehren gilt. Deshalb ist es eine Schande, dass die Revision unserer gottesdienstlichen Leseordnung das Gleichnis vom reichen Kornbauern (Lukas 12,15-21) als Evangelium des Erntedanksonntags abgeschafft hat. Dabei zeigt es doch klar, wohin Einkommen ohne Dankbarkeit führt: zu asozialem Egoismus, und am Ende buchstäblich zu Nichts.

Ohne Dankbarkeit wird auch aus dem Vaterland ein Besitz. Dann reklamieren es Einzelne oder Gruppen für sich – und zwar exklusiv. Es gehört mir und meinesgleichen – aber nicht den Anderen, wahlweise den „woken Linksversifften“, den „Asyltouristen“ oder den „Sozialschmarotzern“. Vaterlandsiebe ohne Dankbarkeit führt nicht zuletzt zu solchen sprachlichen Entgleisungen.

Ein Besitz steht mir zu. Für ihn brauche ich nicht dankbar zu sein. Er muss aber verteidigt werden. – Dankbarkeit dagegen macht aus einem Besitz ein Geschenk. Dabei ignoriert sie nicht, dass ich mich bemüht habe, um meine Gesundheit, um mein Einkommen und um mein Land. Aber Dankbarkeit relativiert mein Bemühen, relativiert meine Leistung. Dankbarkeit setzt mich in Beziehung: mit denen, die vor mir waren. Mit denen, deren Leistung meine Leistung erst ermöglicht hat. Mit denen, auf deren Schultern ich stehe und deren Hand mich hält. Dankbarkeit anerkennt: Letzten Endes habe ich mich selbst und mein Leben nicht ganz in meiner Hand. So macht Dankbarkeit

nicht nur das gut, was ich habe. Dankbarkeit macht mein Leben besser: schöner, fröhlicher, und macht mich selbst zu einem besseren Menschen.

IV

Womit ich bei der zweiten Linie wäre, die ich heute ausziehen wollte. Dankbar bin ich für die Früchte der Erde, die trotz des heißen Sommers dieses Jahr wieder prächtig hier vorne ausgebreitet sind. Wegen dieser Früchte, wegen dieser Fruchtbarkeit, wegen dieses Segens bin ich dankbar für die Erde, unsere Mutter, die uns trägt und nährt.

Ich will jetzt keiner Vergöttlichung des Erdbodens das Wort reden. Ich will keine Rückkehr zum neuerdings wieder sehr beliebten Schamanentum und seinen neuheidnischen Riten. Es ist ja offensichtlich, dass die Erde, die uns Früchte trägt, kulturell bearbeiteter Boden ist, vom Menschen in Jahrhunderten geprägt – bebaut und beherrscht, je nach dem, welchem Schöpfungsauftrag aus Genesis 1 oder 2 man sich näher fühlt. Dennoch: Die Erde, unsere Mutter. Von ihr sind wir genommen, und zu ihr werden wir wieder zurückkehren (1. Mose 2-3). Wir sollen sie ehrfürchtig behandeln, die uns unser Leben ermöglicht. Und, ja, wir sollen auch sie lieben.

Nur: Wie? Wie liebe ich die Erde? Wohl nicht mehr so, wie es noch meine Elterngeneration tat, die dem Wirtschaftswunder ein Loblied sang. Fleisch sei ein Stück Lebenskraft, lernte ich da, und dass es doch das beste Gemüse sei. Überhaupt, Gemüse: kein famoses Zartgemüse aus der Dose darf es mehr sein, sagt meine vegetarisch-vegane Kindergeneration, sondern frisch und bio und regional muss es sein. „Wer Fleisch isst, ist Leichen“, sagen sie mir: zutreffend und unappetitlich. „Das ganze System der Fleischproduktion ist krank“, sagen sie mir, und ich kann es nicht bestreiten. Nicht nur große Mengen an CO₂-Ausstoß und Ressourcenverbrauch, sondern auch Massentierhaltung in Käfigenge, Antibiotika im Futter, Tierquälerei beim Transport, Akkord im Schlachthaus – sollte da nichts verwerflich sein, solange es mir gelingt, beim Essen an all das nicht zu denken und vollmundig dankbar nicht über den Tellerrand hinaus zu schauen?

Nein, so kann es nicht weitergehen. Wir müssen aufhören, unsere Mutter Erde auszubeuten, Mondlandschaften und Müllberge zu hinterlassen, wo wir in ihre Kreisläufe eingreifen. Wir müssen unsere Bedürfnisse begrenzen. Denn nichts, was ohne „Ehrfurcht vor dem Leben“ zuteilwurde, kann nachträglich geheilt oder geheiligt werden durch Gottes Wort und Gebet. Gebete interpretieren nicht Ungutes schmackhaft um. „Gebete ändern die Welt nicht. Aber Gebete ändern Menschen. Und die Menschen verändern die Welt“ (Albert Schweitzer). Das wäre Heiligung der Mutter Erde.

Womit ich beim letzten Gedanken für heute wäre. *Alles* wird geheiligt durch das Wort Gottes und Gebet. Das ist der spezifische Beitrag von uns Christinnen und Christen zum gesellschaftlichen Dialog: das Wort Gottes und unser Gebet.

Gefasel vom „heiligen Vaterland“ gehört auf die Müllhalde der nationalsozialistischen Unwörter. Auch der Erdboden ist uns nicht heilig als solcher. Und wo Vaterland und Erdboden in eine symbiotische Verbindung gebracht oder gar für heiliggehalten wurden, da hat das noch jedes Mal in die Katastrophe geführt. „Heilig, heilig, heilig“ ist Gott allein – wir werden es gleich wieder hören. Alles andere aber, wenn es mit Dankbarkeit empfangen wird, kann geheiligt werden: indem es Gottes Wort für sich hat und unser Gebet.

Und darum bitte ich Euch heute, am Erntedankfest: Macht Euch kenntlich als solche, die dankbar sind für Euer Leben und Eure Lebensmittel. Macht Euch kenntlich als solche, die für Euer Vaterland einstehen und für die Rettung von Mutter Erde vor uns Menschen. Denn solche Liebe zu Vaterland und Mutter Erde, die aus der Dankbarkeit geboren ist, hat Gottes Wort für sich.